

Bruno Langner: **Evangelische Gemäldeepitaphe in Franken. Ein Beitrag zum religiösen Bild in Renaissance und Barock** (Schriften und Kataloge des Fränkischen Freilandmuseums, Bd. 73). Bad Windsheim [Fränkisches Freilandmuseum] 2015, ISBN 978-3-926834-92-8, 480 S., zahlr. Farb- u. s/w-Abb., 29,00 Euro,

Im Rahmen der mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Inschriften stellen Bild- oder Gemäldeepitaphe einen besonderen Typus der reformatorischen bzw. protestantischen Erinnerungskultur dar. Die Definitionen und begrifflichen Abgrenzungen (auch gerade zu weiteren Gedächtnismalen) sind in der kunsthistorischen und volkskundlichen Forschung nicht immer eindeutig, auf die Bedeutung dieser spezifischen Quellenbestände für die Landes- und Regionalgeschichte, die Namensforschung, die Genealogie und Heraldik sowie die Sozialgeschichte muss indes nicht eigens hingewiesen werden. Die überaus verdienstvolle Studie, die aus einer von Wolfgang Brückner betreuten volkskundlichen Dissertation an der Universität Würzburg hervorgegangen ist, dokumentiert, katalogisiert und untersucht über 450 Gemäldeepitaphe aus der Zeit zwischen 1550 bis 1800. Als Untersuchungsraum dienten dabei die drei bayerischen Regierungsbezirke Unter-, Mittel- und Oberfranken, ergänzende Bestände wurden in den Bezirken Schwaben, der Oberpfalz sowie in Hohenlohe-Franken herangezogen. Der räumliche Schwerpunkt der Untersuchung lag dabei auf den evangelischen Gemäldeepitaphen der Stadt- und Landgebiete der früheren Reichsstädte Nürnberg und Rothenburg o.d.T. sowie den ehemaligen Territorien der Markgrafschaft Ansbach. Aber auch im Gebiet des ehemaligen Hochstifts Bamberg fanden sich eindrucksvolle Belege die-

ser frühen Kunstwerke der evangelischen Kirchen.

Der Verfasser setzt sich ausführlich mit den theoretischen und forschungsgeschichtlichen Grundlagen dieser Quellengattung auseinander und behandelt allgemeine Fragen der Gemäldeepitaphe in Franken (Untersuchungsraum, zeitlicher Rahmen, Bestand, Aufbau, Stifter, Texte, Maler und Handwerker). Dabei sollte hervorgehoben werden, dass auch Forschungsergebnisse zu anderen deutschen Regionen berücksichtigt und einbezogen werden. Als Gedenk- und Andachtsbilder spielten Gemäldeepitaphe im Rahmen der Frömmigkeitsgeschichte eine bedeutende Rolle, weshalb der Schwerpunkt der Untersuchung ikonographischen Fragen gewidmet ist. Die dargestellten Motive sind außerordentlich vielfältig und umfassen rund 80 biblische Szenen. Eine präzise und teilweise sehr aufwendige Analyse der Bildauswahl und ihrer möglichen Vorlagen, des architektonischen Aufbaus, der Darstellung der Stifter und der ausgewählten Texte ermöglicht Typisierungen (Inschriftenepitaphe, Portraitepitaphe u.a.) und verdeutlicht wesentliche Entwicklungslinien des fränkischen Bestandes. Angedeutet wird lediglich der sicherlich reizvolle Vergleich mit Beispielen aus den katholischen Gebieten Frankens. Ein umfangreicher Katalog der fränkischen Gemäldeepitaphe (S. 335–458) wird zahlreiche Impulse für weitere Detailstudien geben. Vor diesem Hintergrund stellt der mit zahlreichen Abbildungen ausgestattete Band einen wichtigen Beitrag zur Erforschung der „*evangelischen Bilderwelt*“ (um den Titel einer Ausstellung aus dem Jahre 1992 aufzugreifen) und der Kirchen- und Frömmigkeitsgeschichte des 16. bis 18. Jahrhunderts dar. Darüber hinaus sollte er als ein gelungenes Beispiel für das frucht-

bare Zusammenwirken zwischen akademischer Forschung und der seit vielen Jahren herausragenden Arbeit des Fränkischen Freilandmuseums in Bad Windsheim gewürdigt werden. *Johannes Schellakowsky*

Horst F. Rupp und Karl Borchardt (Hrsg.): **Rothenburg ob der Tauber. Geschichte der Stadt und ihres Umlandes.** Darmstadt [Konrad Theiss Verlag in der Wissenschaftlichen Buchgesellschaft] 2016, ISBN 978-3-8062-2962-2, 751 S., Leinen gebunden, 124 Abb., 32 Tafeln, 39,95 Euro.

Nicht zum ersten Mal wird hier eine an wissenschaftlichen Maßstäben messbare und dennoch für ein größeres Publikum gedachte Stadtgeschichte geboten. Aber man muss weit – sehr weit – zurückgehen, bis man Vergleichbares findet. 1826/1827 veröffentlichte Johann David Wilhelm von Winterbach seine zweibändige „Geschichte der Stadt Rothenburg an [!] der Tauber und ihres Gebietes“. Kurz darauf, 1837, erschienen die „Historischen Untersuchungen über die ehemalige Reichsstadt Rothenburg“ von Heinrich Wilhelm Bensen. Es war also hoch an der Zeit, diese Geschichte auf's Neue zu schreiben, zumal sich auch die Bedingungen und Anforderungen an ein solches Werk in den letzten Jahrzehnten gewandelt haben.

Das Verfassen einer soliden Stadtgeschichte gleicht in vieler Hinsicht dem Bau eines großen Gebäudes, etwa einer Kathedrale. Beide Vorhaben ziehen sich über einen langen Zeitraum hin, erfordern umfangreiche Vorarbeiten (ohne dass allen daran Beteiligten die endgültige Form des Gesamtwerks immer vor Augen stünde), viele Menschen arbeiten Hand in Hand, und das Ende des Bemühens er-

scheint oft in weiter Ferne. Bei der Ausführung sind nicht nur die anerkannten Regeln der jeweiligen Handwerkskunst (hier die wissenschaftlichen Standards, da die Beherrschung der technischen Möglichkeiten) zu beachten; es sind auch wechselnde Moden des Geschmacks und der Empfindung, auch des Haupt- und Nebensächlichen zu berücksichtigen. Natürlich sollte auch auf die Bedürfnisse der späteren Nutzer geachtet werden, soll ein Buch nicht unbeachtet und ungelesen oder ein Bauwerk keine leere Halle ohne Leben bleiben. Sodann kann ein großes Werk nicht ohne gesicherte finanzielle Basis errichtet werden, will man nicht der Nachwelt ein unvollendetes Mahnmal für Hybris oder Realitätsverlust hinterlassen. Und schließlich wird aus Idee und Plan kein Monument, wenn der *spiritus rector* fehlt, der sowohl über die nötigen Fachkenntnisse verfügt als auch ein Netzwerk von Mitarbeitern, Ausstattern und Entscheidern geknüpft hat, so dass der feste Wille zu Vollendung und Abschluss trotz gelegentlicher Rückschläge und unerwarteter Schwierigkeiten letztlich dennoch zum guten Ende kommt.

Aufgabe der jüngst erschienenen Geschichte der Stadt Rothenburg und ihres Umlandes ist es, wie die Herausgeber, der langjährige Würzburger Ordinarius für Religionspädagogik Horst F. Rupp und der bei den Monumenta Germaniae Historica tätige Karl Borchardt, formulieren, eine auf den aktuellen wissenschaftlichen Erkenntnissen beruhende Hinführung zur historischen Entwicklung der Stadt und ihres Umlandes von den frühesten greifbaren Anfängen bis ins 20. Jahrhundert zu geben und dies in sachlicher Korrektheit und allgemeinverständlicher Sprache. Da trotz umfangreicher Vorarbeiten und Einzelstudien der letzten Jahrzehnte nicht alle

Epochen und Themen umfassend aufgearbeitet sind, markiert das Buch auch Desiderate für eine künftige Weiterarbeit. So sind die Jahre zwischen dem Tod des Bürgermeisters Heinrich Toppler 1408 und dem Bauernkrieg 1525 sowie die Epoche nach dem Friedensschluss von Münster und Osnabrück 1648 bis zur Mediatisierung der Reichsstadt 1802/1803 noch genauer zu erarbeiten, wie die Herausgeber betonen (S. 8). Auch ein Beitrag zur Geschichte nach 1945 bis in die Gegenwart war aus Mangel an geeigneten Vorarbeiten noch nicht zu realisieren, weshalb dieser Zeitabschnitt nur punktuell angesprochen wird. In allen anderen Bereichen aber haben die zwanzig Bearbeiter Herausragendes geleistet, das sich trotz der unterschiedlichen Verfasserschaft zu einem geschlossenen Ganzen fügt. Ursächlich dafür ist nicht nur die gewünschte durchgängige Verständlichkeit der Texte, sondern auch die erkennbar engagierte Begeisterung der Autoren für die behandelten Kapitel und Themen, ihre kenntnisreiche Sachlichkeit, die auf innerwissenschaftliche Polemik ebenso souverän verzichten kann wie auf einseitigen Lokalpatriotismus. Einige Autoren, die als Kollegen am Rothenburger Gymnasium tätig sind, zeigen mit ihren Artikeln Möglichkeiten auf, wie sich thematisch übersichtliche Bereiche der Stadtgeschichte sowohl von Lehrkräften, als auch in Schülerprojekten (etwa zum Thema Reformation und Bauernkrieg vor Ort, Geschichte der Rothenburger Juden, Pilgern auf dem Jakobsweg, Kunstwerke im Dekanat wie dem Heilig-Blut Altar) erarbeiten lassen. Zwar fehlen in Rothenburg die ganz großen Namen der Kirchengeschichte. Aber die lebendige Volkskirche, von deren Mitarbeitern zwar viel erwartet wird, die aber andererseits viele Möglichkeiten zur Mitgestaltung des

kirchlichen Lebens bietet, kann als modellhaft für andere ähnlich strukturierte Regionen gelten.

Der Name Rothenburg ob der Tauber, wie der Ort seit etwa 1800 heißt (ältere Namensformen wurden zunächst parallel verwendet), übt bis auf den heutigen Tag eine eigenartige Faszination auf die Besucher der Stadt aus. Kritische Stimmen wie die des Ansbacher Dichters August Graf von Platen-Hallermünde, der sich durch die verrammelten Torwerke, die Leerheit auf den Gassen und das schlechte Pflaster in ein Herculaneum aus dem Mittelalter versetzt fühlte (S. 528), sind seltene Ausnahmen. Wesentlich lauter ist der Chor derer, die das Loblied der Stadt singen. Joshua Hagen beschreibt schlüssig, „[w]ie Rothenburg zum Kleinod der deutschen Vergangenheit wurde“ (S. 559–576). Der Fremdenverkehr wurde besonders von den Nationalsozialisten nachdrücklich gefördert, die unter anderem wegen entsprechender Wahlergebnisse schon in den 1920er Jahren in dem Ort an der Tauber eine Musterstadt sahen und eine große Zahl von KdF-Urlaubern dorthin schickten (S. 570). Das nahezu vollständig erhaltene Altstadtensemble, umrahmt von Mauern und Toren, erlaubte eine Projektion von Vorstellungen, die dem Welt- und Menschenbild der damaligen Machthaber in idealer Weise entsprachen. Die Faszination durch die alte Stadt reicht aber weiter zurück. Nach einem dreijährigen Romaufenthalt hatte der Maler Ludwig Richter im Jahr 1826 Rothenburg besucht und sich auch 1858 noch einmal von der Atmosphäre der Stadt verzaubern lassen: Rothenburg sei „*ein mit Ringmauern umgebenes gotisch-schwäbisches [!] Nestlein, voll Juwelen alter Architektur, die, wenn man [sie] anderswohin versetzen könnte, mit Millionen bezahlt würden*“ (S. 561). In

seinen Worten zeichnet sich ein Wandel ab, der auch sonst im Empfinden und in der Kunst der Zeit zu beobachten ist und der sich mit den Begriffen „vom Großen zum Kleinen“ oder mit dem Titel einer 1998/1999 in Hamburg und Lübeck gezeigten Kunstaussstellung „Von Rom nach Rothenburg. Deutsche Zeichner des 18. und 19. Jahrhunderts zwischen Italiensehnsucht, Romantik und Biedermeier“ umschreiben lässt.

Das Suchen und Finden neuer Einnahmequellen war für die Stadt aus der Not geboren, als sie im Zuge der Mediatisierung und des Übergangs an Bayern 1802/1803 nicht nur ihre aus der Reichsunmittelbarkeit herrührende Sonderstellung, sondern auch weite Teile ihres umfangreichen Landgebietes und damit ihres Wirtschaftsraumes verlor, den größten Teil an Württemberg. Obwohl die Stadt seit 1873 durch eine Nebenstrecke an das Eisenbahnnetz angeschlossen war, konnte zwar keine dauerhafte Industrialisierung erreicht werden, aber es ergaben sich doch neue Transportmöglichkeiten, die auch dem Tourismus zugutekamen. Durch das nach einigen Vorarbeiten von Glasermeister Adam Hörber (in der Zeittafel die Schreibweise „Hoerber“, S. 622) verfasste und 1880 uraufgeführte historische Schauspiel „Der Meistertrunk“ (vgl. das gleichnamige Kapitel von Hellmuth Möhring, S. 502–509) wurde eine Episode aus dem 30-jährigen Krieg greifbar, die es zur Freude der Touristen aus aller Welt seit 1910 mehrmals täglich auch als Figurenspiel am Giebel der Ratstrinkstube zu bestaunen gibt und um die sich touristisch noch heute in Rothenburg vieles dreht. Wenn auch Ludwig Schnurrer, der Nestor der Rothenburger Stadtgeschichtsforschung, dem der Band gewidmet ist, nachweisen konnte, dass der Meistertrunk

in der beim Schauspiel gebotenen Form nicht historisch zu belegen ist, so handelt es sich dabei doch um eine damals in ihren wirtschaftlichen Folgen noch nicht absehbare Meisterleistung des frühen Stadtmarketing.

Obwohl nach den Bombenschäden des 31. März 1945 und der schnellen historisierenden Rekonstruktion vieler Baudenkmäler im „Heimatstil“ (S. 557) (Kapitel „Zerstörung und Wiederaufbau“ von Hanns-Jürgen Berger und Tobias Lauterbach, S. 550–558) etwa 45 Prozent der Altstadtgebäude im 20. Jahrhundert erstellt wurden, *„kann die Stadt weiterhin gleichzeitig als Sinnbild der Vergangenheit, als Zufluchtort der modernen Gesellschaft und als Art Erinnerungsort dienen [...] Die Attraktivität der Stadt findet man vermutlich weniger in ihrer historischen Substanz, sondern eher in ihrer symbolischen Kraft“* (S. 576).

Ein weiterer Erklärungsversuch für die bis in unsere Tage empfundene Besonderheit der Stadt sei hier gewagt. Obwohl die Nachbarstädte Nördlingen und Dinkelsbühl mit ähnlichen Kennzeichen wie Größe und Einwohnerzahl, Wirtschaftskraft, einheitlichem Stadtbild, Erhaltungszustand der Stadtmauern, geographischer Lage, historischer Entwicklung z.B. in der Reformationszeit, politischen Zielen wie jahrhundertelanger Reichsfreiheit und ähnlichem aufwarten können, gelang es nur Rothenburg zum Inbegriff einer Stadt zu werden, die in Vergangenheit und Gegenwart gleichermaßen im allgemeinen Bewusstsein verankert ist, und dies weit über den deutschen Sprachraum hinaus. Es scheint, als hätte die geographische Lage daran einen besonderen Anteil. Rothenburg liegt, kommt man von Osten, in einer weiten Ebene und ist doch auch, vom Taubertal aus gesehen, eine „Stadt auf

dem Berge“. Die unregelmäßige Stadtform selbst, die die Entwicklungsphasen abbildet (Tafel 3), erlaubt Ausblicke, die Tal und Ebene optisch verbinden, zum Beispiel vom Burggarten aus, dem Ort der ehemaligen Stauferburg (vgl. das Kapitel „Burg und Stadt Rothenburg unter den Staufern“ von Karl Borchardt, S. 65–81) hinüber zum Spitalviertel. Im Vergleich dazu ist die Lage von Dinkelsbühl am flachen Ufer der Würnitz und die des kreisrunden Nördlingen inmitten der Ebene des Rieses ziemlich unspektakulär. Nahezu ein Alleinstellungsmerkmal erhält Rothenburg aber durch die altertümlich klingende, sich im 19. Jahrhundert durchsetzende Präposition „ob“, durch die das Hydronym an die Stadt gebunden und sozusagen Bestandteil des Ortsnamens wird. Das nach den roten Ziegeldächern seiner ehemaligen Burg so genannte Rothenburg (vgl. Kapitel „Der Ortsname Rothenburg ob der Tauber“ von Wolf-Armin Freiherr von Reitzenstein, S. 55–64) setzt sich durch seine Lage „ob der Tauber“ von allen anderen gleich und ähnlich klingenden Ortsnamen als „Marke“ ab, bei der Stadt, Fluss und das dazugehörige Umland, die sog. Landhege oder Landwehr (vgl. Kapitel „Die Rothenburger Landwehr“ von Florian Huggenberger, S. 202–251), zu einer unverwechselbaren Einheit wurden.

Ausführlich dargestellt wird die reichsstädtische Epoche (z.B. durch Horst F. Rupp, der seine Profession als Theologe, Pädagoge und Historiker in dem Kapitel „Frömmigkeit, Schulwesen und Bildung der Reichsstadtzeit“, S. 252–299, zu einem kenntnisreichen historischen Längsschnitt verknüpft). Die Reformation gelang erst im zweiten Anlauf 1544/1545 dank der vorübergehenden Unterstützung des württembergischen Reformators Jakob Andreae, dessen Kirchenordnung 1559

gedruckt und durch den Rat verbindlich gemacht wurde.

Einen weiteren Schwerpunkt des Bandes bildet die Vorstellung baugeschichtlich bedeutender Denkmäler und Entwicklungen sowie die Würdigung von Kunst und Kultur der Stadt allgemein. Zu diesem Themenkreis gehört auch ein Kapitel „Zur Altstadtarchäologie Rothenburgs“ von Horst Brehm (S. 300–322), sodann die Kapitel zur Romanik (von Thomas Biller) und Gotik (von Hellmuth Möhring) und schließlich die Behandlung der Epochen Renaissance, Barock und Rokoko sowie des 19. und 20. Jahrhunderts durch Karl-Heinz Schneider. Nicht nur diesen Abschnitten kommt die ungewöhnlich reiche Ausstattung des Buches mit Photographien, Bildern und Tafeln zugute, die von den Rothenburger Museen und Archiven bereitgestellt wurden. Im Kapitel „Kirchen und Vereine“ von Richard Schmitt wird zu Recht auf die vielfältigen Verdienste des historischen Vereins „Alt-Rothenburg“ bei der Erforschung der Stadtgeschichte und der Pflege des historischen Erbes verwiesen (S. 604–613).

Ähnlich wie in vergleichbaren Nachbarstädten (Nürnberg oder Nördlingen) steht auch in Rothenburg die Behandlung der jüdischen Mitbürger nicht auf einem Ruhmesblatt. Wenn sie überhaupt geduldet waren, mussten sie doch jederzeit mit Schikanen, Beschränkungen, Verfolgung und Vernichtung rechnen. Claudia Stefes-Maus stellt „Die Juden im mittelalterlichen Rothenburg ob der Tauber“ (S. 136–155) vor. Die Stadt beherbergte eine bedeutende jüdische Gemeinde, die im späten 13. Jahrhundert etwa zehn Prozent der Stadtbevölkerung ausmachte. Weit über die Stadt hinaus bekannt war der Rabbiner Meir ben Baruch, der eine eigene Talmudschule mit zahlreichen Stu-

denten gründete. Im Jahre 1298 wurden infolge der erstmals aufgetauchten Ritualmord-Legende auch in Rothenburg im Zuge der sog. Rintfleisch-Pogrome bei drei Angriffswellen 469 Personen mosaischen Glaubens zu Tode gebracht, die sich zuletzt in der Burg verschanzt hatten (S. 152). Seit der Pestepidemie 1347 wurde gegen die Juden der Vorwurf der Brunnenvergiftung erhoben. Karl IV. übertrug damals die mobilen und immobilen Güter der Rothenburger Juden, für den Fall, dass diesen etwas zustoßen sollte, auf den Würzburger Bischof. Am Bau der Stadtmauer mussten sich die Rothenburger Juden mit 6.000 Gulden beteiligen, die sie, wie das Stadtrechnungsbuch ironischerweise vermerkt „zu *schenk*“ gegeben hatten (S. 152). 1494 erbat der städtische Rat vom Kaiser die Erlaubnis, die Juden vertreiben zu dürfen. Wegen zu hoher Entschädigungszahlungen schob man das Vorhaben bis zur nächsten Thronvakanz hinaus. Bevor der neu gewählte Kaiser Karl V. deutschen Boden betreten hatte, wurden, mit polemischer Unterstützung des städtischen Predigers Johannes Teuschlein, die Rothenburger Juden im Februar 1520 aus der Stadt vertrieben.

Es sollte 350 Jahre dauern, bis sich 1870 wieder Juden in Rothenburg niederlassen konnten, die hauptsächlich im Viehhandel tätig waren. Oliver Gußmann zeichnet das nur zwei Generationen dauernde Kapitel „Die Judengemeinde vom Zweiten Kaiserreich bis 1938 und ihre Nachgeschichte“ (S. 577–589) nach. Bereits Ende Oktober 1938 wurden alle Juden aus der Stadt ausgewiesen. Die Hälfte der damals Geflohenen verlor später ihr Leben in einem Konzentrationslager. Ritualgegenstände der am 22. Oktober 1938 verkauften Synagoge brachte ein Antiquitätenhändler in seinen Besitz (S. 582). Vier

antisemitische Mahntafeln hingen, von der NSDAP-Ortsgruppe initiiert, seit 1937 siebeneinhalb Jahre lang bis zum Einmarsch der Amerikaner am 17. April 1945 an den Stadttoren. Im Mai 1943 verkaufte die Stadt Rothenburg, die sich als Rechtsnachfolgerin der jüdischen Kultusgemeinde betrachtete, den Neuen Jüdischen Friedhof an der Wiesenstraße in einem notariell beurkundeten „Kaufvertrag“ an sich selbst. Dabei trat der Stadtamtmanntmann sowohl als Verkäufer als auch als Käufer auf (S. 583). Die amerikanische Militärregierung verlangte 1946 die Wiederherstellung des völlig verwahrlosten jüdischen Friedhofs. Erst 1953 wurde das Grundstück dem Landesverband der Israelitischen Kultusgemeinden zurückgegeben.

Der neue Band zur Rothenburger Stadtgeschichte, der durch Personen- und Ortsregister, eine Zeittafel (S. 617–623), Literaturverzeichnis und Anmerkungsteil bestens erschlossen ist, wird auf lange Sicht das maßgebliche Kompendium für diesen Bereich sein. Der Bau – um das eingangs gewählte Bild aufzugreifen – darf als rundum gelungen angesehen werden. Das Buch macht sowohl das allgemein Gültige, Typische einer kleinen süddeutschen ehemaligen Reichsstadt sichtbar, als auch das Einmalige und Besondere. In der Religionspädagogik und der Didaktik des Geschichtsunterrichts gewinnen auch neuere Ansätze zunehmend an Bedeutung, für die der Band reiches Material zur Verfügung stellt. So lassen sich künftig auch Fragestellungen aus den Bereichen der Wirtschafts- und Kommunikationsgeschichte, der Umwelt- und Bevölkerungsgeschichte, der Geschlechter- und Mentalitätsgeschichte auswerten. Sollten diese Fragen aufgegriffen und behandelt werden, dann wird sich zeigen, ob noch gilt, was Theodor Heuss vor genau hun-

dert Jahren bei einer „Wanderung im Fränkischen“ über die Bewohner dieses Landstrichs notierte: *„Der Menschenschlag ist gescheit, lebhaft, aufgeweckt, etwas rechthaberisch und selbstbewusst.“* Gerhard Simon

Brunhilde Bross-Burkhard: **Gärten an Kocher, Jagst und Tauber. Ein Reiseführer ins Grüne.** Tübingen [Silberburg-Verlag] 2016, ISBN 978-3-8425-1448-5, 159 S., zahlr. durchgehend farbige Abb., 16,80 €.

Dieses Buch hat in der Silberburg Reihe von Publikationen über Hohenlohe gefehlt. Was Carl-Heinz Gräter als Anekdotenerzähler ist, das ist Brunhilde Bross-Burkhard für Parks und Gärten. Die Fachfrau hat sich zu ihrem runden Geburtstag selbst ein sehr schönes Geschenk gemacht: Sie hat ihr Wissen über die Gärten und Parks ihrer Heimat zusammengetragen, getextet, fotografiert, alles zu Papier gebracht und dann zwischen zwei Buchdeckel gepackt. Bei den beschriebenen Gärten und Parks handelt es sich häufig um historische Anlagen, wie z.B. Barockgärten oder Landschaftsgärten, die zu Schlössern und Burgen gehören. Neugierige, Reisende, Touristen, aber auch Kundige profitieren davon. Herausgekommen im Jahr der Landesgartenschau in Öhringen war das Buch ein willkommener Wegweiser für weiteres Grün in Hohenlohe und Umgebung. Überhaupt scheint die Gartenbaukunst gerade den Nerv der Zeit zu treffen: So hatten damals auch die staatlichen Schlösser und Gärten Baden-Württemberg das Themenjahr „Welt der Gärten – Kostbarkeiten für alle Sinne“ ausgerufen. Die Denkmalstiftung und das Schlössermagazin legen ihr verstärktes Augenmerk auf Grünanlagen und die dazugehörigen Bauten, z.B. die Orangerien.

Vielleicht sucht der moderne Mensch speziell in unserer Zeit Erholung vom hektischen Alltag in ruhigen, besinnlichen, zauberhaften Pflanzenparadiesen.

Das Paperback-Buch ist in drei Abschnitte gegliedert: Wissenswertes über Gärten, die Beschreibung dieser Gärten und Parks sowie der Besuch bei alten Baumgestalten. Ein Vorwort und der Anhang runden das Druckwerk ab. Besonders erfreulich ist im Anhang, dass auf zwei Seiten der öffentliche Nahverkehr der Region beschrieben ist. Auch bei jedem Park oder Garten wird auf die Anfahrtsmöglichkeiten hingewiesen. Teilweise sind diese mit dem öffentlichen Nahverkehr oder nur individuell zu realistischen Reisezeiten zu erreichen. Außerdem ist in den Beschreibungen jeweils eine kleine farblich hervorgehobene Besonderheit vom übrigen Textabgesetzt. In diesen Infokästen sind punktuell besondere Themen angeführt. Zusammengefasst werden am Ende jeder Beschreibung Schwerpunkte wie z.B. Gehölze, Nutzpflanzen, Zierpflanzen, die genaue Adresse und GPS-Koordinaten, Erreichbarkeit mit Bus, Bahn oder Pkw, Zugangs- bzw. Öffnungszeiten, ggf. Gastronomie, Einkaufsmöglichkeiten, Informations- und Führungsmöglichkeiten. All das ist vorbildlich zusammengetragen.

Frau Bross-Burkhard versteht es, mit der kurzen Einführung Appetit auf mehr Lesen und mehr Wissen über die Gärten und Parks in Hohenlohe und natürlich auf deren Besuche zu wecken. Dieses Vorgehen ist sehr ausgewogen. Mit den im Buch angerissenen Themen und den Parks und Gärten ließen sich sicher mühelos viele Bände wissenschaftlicher Werke füllen. Nur wer von uns Laien wollte diese lesen? Die promovierte Agrarwissenschaftlerin erliegt aber nicht dieser Versuchung, sondern gibt uns Lesern einen guten

Überblick, um dann zügig zu den einzelnen Grünanlagen zu wechseln. Dort beschränkt sie sich nicht streng auf Hohenlohe-Franken, sondern zeigt sich grenzüberschreitend. Das kommt ihrem Anliegen, die Anlagen in der Region abgerundet darzustellen, sehr zu Gute. Einige Ziele sind von Mittel- und Unterfranken aus leicht zu erreichen oder liegen gar dort; so auch in Rothenburg ob der Tauber. Ihre Auswahl ist umfassend, rd. vier Duzend Gärten und Parks sind verzeichnet und werden vorgestellt. Es besteht also keine Gefahr, dass ein wesentliches Objekt vergessen worden wäre. Auch Anlagen, die erst seit kurzem wieder zugänglich oder erneut ins Bewusstsein gerückt sind, werden angesprochen, wie z.B. der Sophienberg in Kirchberg an der Jagst.

Die Autorin ist also nicht nur Fachfrau und in der Region bestens zu Hause, nein, sie ist auch auf der Höhe der Zeit. Mit dem Abschnitt über alte Baumgestalten gibt sie uns noch eine schöne Zugabe. Auf dem Inneren der Umschlagseiten befindet sich eine Übersichtskarte zur Orientierung in der Region mit farblicher Gliederung zu den unterschiedlichen Hauptschwerpunkten. Adressen von Baumschulen und Gartenliebhabervereinigungen sind ebenfalls enthalten.

Insgesamt also nicht nur ein wunderbarer Reiseführer ins Grüne Hohenlohes, sondern ein regelrechter Aufschluss dieser einzigartigen Kulturlandschaft im Bereich des Gartenbaues. Das hat bisher gefehlt, und so geht der Dank an die Autorin und den Verlag, die sich dieser Herausforderung gestellt und diese so eindrucksvoll gemeistert haben. Die Landesgartenschau in Öhringen ist schon Vergangenheit, der Reiseführer ins Grüne bleibt uns aber erhalten und kann noch für viele Jahre genutzt werden.

Thomas Voit

Werner Eberth: **Der Deutsche Krieg 1866 im heutigen Landkreis Bad Kissingen nach Theodor Fontane (1819–1898)**. Bad Kissingen [Theresienbrunnen-Verlag] 2016, 224 S., 135 Abb., davon 35 in Farbe.

2016 jährte sich zum 150. Mal der Deutsche Krieg, eine militärische Auseinandersetzung zwischen dem Deutschen Bund und Preußen, als deren Ergebnis Österreich aus Deutschland hinausgedrängt wurde, was eine Voraussetzung für eine Einigung Deutschlands unter preußischer Führung war. Dieser Krieg überzog auch das nordwestliche Unterfranken. Mit dem Kriegsgeschehen im heutigen Landkreis Bad Kissingen befasst sich Werner Eberth. Dabei ist wichtig, sich den exakten Titel des Buches vor Augen zu halten. Aus ihm geht hervor, dass das kriegerische Geschehen „nach Theodor Fontane (1819–1898)“ präsentiert wird. Diese einleitende Bemerkung ist bedeutsam, weil die Schilderungen Fontanes oft über mehrere Seiten des Buches hinweg im Original wiedergegeben werden. Fontane war damals Kriegsberichterstatter für Preußen und brachte seine Kriegserlebnisse und -erkenntnisse einige Jahre später (1870/1871) in zwei Bänden zu Papier. Die anfänglich möglicherweise etwas irritierenden ausführlichen Zitate stellen sich jedoch nach einiger Zeit als gelungene Methode heraus, das Kriegsgeschehen lebensnah und unmittelbar zu schildern. Den Leser erwartet also keine nüchterne Darstellung des Kampfgeschehens, keine taktisch generalstabsmäßige Expertenanalyse, sondern ein sich am unmittelbaren Kampf orientierender und verarbeiteter Bericht eines Tatzeugen. Im Inhaltsverzeichnis wird das auch deutlich hervorgehoben, wenn Fontane spricht. Es spricht aber eben nicht nur

Fontane, sondern es werden auch andere Autoren zitiert: Gerhard Wulz mit zwei einschlägigen Veröffentlichungen, ebenso in einem Resümee der Hammelburger Stadtpfarrer Georg Michael Rappert, Pfarrer Michael Erhard von Nüdlingen sowie ein namentlich nicht genannter Augenzeuge (S. 134ff.). Dies alles erhöht die Authentizität der Schilderungen deutlich, weil sie von Zeitzeugen zu Papier gebracht wurden. Eberth hat sie in eine dem Ablauf der Ereignisse entsprechende Reihenfolge gebracht, wobei auch Fehler und Ungeheimheiten zur Sprache kommen, hat doch beispielsweise Fontane seinen Bericht mit preußischer Brille geschrieben, was verständlicherweise zu Defiziten hinsichtlich der bayerischen Seite führte.

Weitere zeitgenössische Veröffentlichungen ergänzen diese Schilderungen. Zu den zwei folgenden Publikationen, bei denen Eberth die Namen der Verfasser nicht entschlüsseln konnte (S. 193 u. 199) seien diese nachgetragen. Ein Blick in den Bayerischen Verbundkatalog löst den Verfasser „M. C.“ mit „Martin Cohn“ auf. Durch Namensänderung 1869 nannte sich der Autor „Mels August“, so steht er auch heute in den Katalogen verzeichnet (vgl. Katalog der Dt. Nationalbibliothek, Idn. 116629746). Und die Vornamen von „P. G. Booms“ lösen sich in „Petrus Gerardus“ auf („Kissingen : Eene episode uit den oorlog van 1866 in Duitschland“).

Eberths dezidiert eigenes Forschungsinteresse, fokussiert sich erkennbar auf das, was sich vom Deutschen Krieg heute noch im Landkreis Bad Kissingen auffinden lässt. Das sind in großem Umfang Gräber, Gedenksteine und sonstige Erinnerungsmale (in einem Nachtrag ergänzt). Sie hat er aufgesucht, ihre Inschriften entschlüsselt und in den Kontext der damaligen Ereignisse gebracht. Sie können die

heutigen Menschen noch erleben. Damit kommt ein bedeutsamer lokalgeschichtlicher Aspekt der Arbeit zur Sprache.

Werner Eberth hat mit seiner Publikation einen Teil der Geschichte des Landkreises Bad Kissingen aufgearbeitet, er hat aufgespürt, was von der damaligen Zeit noch vorhanden ist und dieses festgehalten. Damit ist jedem Interessierten die Möglichkeit eröffnet, selbst den Spuren der Vergangenheit nachzufolgen. Vieles, was dem Vergessen anheimgefallen wäre, wurde auf diese Weise präsent gehalten. Das ist sein Verdienst. *Peter Kolb*

Andrea Brandl / Uwe Müller (Hrsg.): **Schweinfurt und der Krieg von 1866** (= Made in Schweinfurt XV, Schweinfurter Museumsschriften 218/2016, Veröffentlichungen des Stadtarchivs Schweinfurt Nr. 29). Begleitbroschüre zur Ausstellung in der Glashalle des Konferenzzentrums vom 23. Juli bis zum 23. September 2016 mit Beiträgen von Daniela Kühnel M.A., Rödelsee, und Prof. Dr. Matthias Stickler, Würzburg. Schweinfurt [Druckhaus Wepert] 2016, ISBN 978-3-945255-03-2, 63 S., zahlr. teils farbige Abb., 10,-- Euro.

Im Jahr 2016 waren 150 Jahre vergangen, seit die Auseinandersetzung um die Vorherrschaft im Deutschen Bund in kriegsrische Eskalation gemündet hatte. Auch die Zeitschrift *FRANKENLAND* hatte sich damals ausführlich mit den Ereignissen auseinandergesetzt: Die Reihe *Franken 1866* zählte elf Folgen im *FRANKENLAND*. Selbst ein Sonderheft widmete sich den Ereignissen von damals.

Die Ausstellung *Made in Schweinfurt XV* – eine nun schon vertraute jährliche Ausstellungsfolge – näherte sich den Ereignissen von damals im Hinblick auf

die lokalen Aspekte. Zu den Auswirkungen in Schweinfurt gehörte die Einrichtung eines großen militärischen Lagers unmittelbar am Stadtrand südlich des Mains auf den damaligen dortigen Wiesen. 9.000 Einwohner wurden plötzlich um 8.000 Soldaten nahezu verdoppelt. Das hatte vielfältige Auswirkungen, die in der Ausstellung und im Begleitband nachgezeichnet wurden.

Zunächst entwirft Matthias Stickler vom Lehrstuhl für Neueste Geschichte der Universität Würzburg ein Bild der damaligen politischen Lage Deutschlands: „*Die erste moderne Teilung der Nation*“, *Der Deutsche Krieg von 1866 – Ursachen und Folgen für Deutschland und Europa*. Ausgangspunkt sind die Revolutionsjahre 1848/1849 und das Gerangel zwischen sog. „Großdeutscher“ und „Kleindeutscher“ Lösung der nationalen Frage. Stickler versteht es auf wenigen Seiten aufzuzeigen, dass es sich vielmehr um den Streit um die Vorherrschaft in Mitteleuropa zwischen Preußen und Österreich handelte. Dass es dabei weniger um die Nation ging, zeigen die europäischen Zusammenhänge. Der Konflikt mit Dänemark um Schleswig-Holstein war ein Mosaikstein auf dem Weg zur Eskalation, der aus heutiger Sicht mit unglaublichem Snobismus gepflastert zu sein scheint. Der Leser tendiert zur Ansicht, dass die Ursache allen Übels des zwanzigsten Jahrhunderts nicht erst der Erste Weltkrieg war, sondern vielleicht doch schon im Scheitern der Revolution von 1848/1849 und seinem Nachspiel lag. Das gilt insbesondere, als die Chance einer Versöhnung der Nation nach 1866 nicht ernsthaft genug verfolgt wurde.

Daniela Kühnel aus Rödelsee nimmt sich der örtlichen Auswirkungen an und beschreibt diese in zehn Kapiteln sehr anschaulich. Dabei nehmen *Die Schattensei-*

ten des Krieges in Schweinfurt, Michael Weber – *ein Schweinfurter Soldatenschicksal* und *Spuren des Krieges von 1866 in Schweinfurt* durchaus eine Sonderstellung gegenüber der üblichen Darstellung ein. Das ist sehr erfreulich und gibt dem Ausstellungsband einen besonderen Touch. Die Quellenlage ist erfreulich gut mit Zeitungsauszügen, Briefen, Archivalien usw. Das örtliche Gewerbe erlebte einen Aufschwung, es gab „Kriegsgewinnler“, und es waren Tote und Verwundete zu beweinen. All das wird anschaulich geschildert.

Das Vorwort des Oberbürgermeisters Sebastian Remelé, Anmerkungen, Bildnachweise und Impressum verklammern die beiden Beiträge. Damit jährt sich eine außergewöhnlich erfolgreiche Ausstellungsreihe zum fünfzehnten Mal: *Made in Schweinfurt*. Auch für die Ausstellungsbrochüre scheint augenscheinlich ein Format gefunden zu sein. Sie ist wieder ganz in der anspruchsvollen Qualität der Museumsschriften. Zu danken ist ebenfalls wieder dem AKI-Förderkreis Industrie-, Handwerks- und Gewerbekultur der sich – wie bereits gewohnt – für die Ausstellung engagiert hat. Auch unter der neuen Leitung der Städtischen Sammlungen wird die gute Tradition fortgesetzt, einmal im Jahr eine Ausstellung zu einem Thema der Industriekultur und deren Umfeld am gewohnten Ort durchzuführen und auch dazu ein Begleitheft herauszugeben. Weiter so!

Thomas Voit

Hans Gaab/Pierre Leich (Hrsg.): **Simon Marius und seine Forschung** (= Acta Historica Astronomiae, Vol. 57). Leipzig [Akademische Verlagsanstalt] 2016, ISBN 978-3-944913-49-0, 481 S., zahlr. Abb., 34,00 Euro.

Mit der Biographie, dem wissenschaftlichen Werk und der Rezeptions- und Wirkungsgeschichte des aus Gunzenhausen stammenden Mathematikers, Astronomen und Arztes Simon Marius (1573–1624) beschäftigt sich ein umfangreicher und reich bebildeter Sammelband, der die Ergebnisse einer wissenschaftlichen Tagung aus dem Jahre 2014 in gedruckter Form präsentiert. Aufgrund der Einführung des gerade erst erfundenen Teleskops gelang Marius mit seiner Entdeckung der vier Jupitermonde im Jahre 1610 – übrigens nahezu zeitgleich mit seinem berühmten italienischen Kollegen Galileo Galilei – zu Beginn des 17. Jahrhunderts eine astronomische Sensation. Dies führte er in seinem astronomischen Hauptwerk „Mundus Iovialis“ (1614) aus und wurde dafür später von Galilei des Plagiats bezichtigt.

Es war dann im weiteren Verlauf vor allem der Wissenschafts- und Selbstvermarktungsstrategie geschuldet, wenn die Entdeckung von Marius wenig oder kaum rezipiert wurde. Aus heutiger Perspektive muss aber festgehalten werden, dass seine Beobachtungen zu Kometen, Sonnenflecken und Venusphasen die zeitgenössischen astronomischen Forschungen revolutionierten, was in den Beiträgen von Jay M. Pasachoff, Ralph Neuhäuser, Dagmar L. Neuhäuser und Jürgen Hamel eindrucksvoll dargestellt wird. Darüber hinaus geriet er in das „Zentrum des Weltsystemstreits“ (Pierre Leich) zwischen den Anhängern des geozentrischen und heliozentrischen Weltbildes. Aufgrund seiner Erkenntnisse orientierte Marius sich am Weltmodell des dänischen Astronomen Tycho Brahe (Tychonismus), das von zahlreichen zeitgenössischen Wissenschaftlern favorisiert wurde.

Neben einer ausführlichen Darstellung der Biographie, Schulzeit, wissenschaftli-

chen Ausbildung und Tätigkeit als markgräflicher Hofastronom in Ansbach werden die astronomischen Forschungen von Simon Marius in einer Reihe von Beiträgen ausführlich dargestellt und wissenschaftshistorisch eingeordnet. Der fürstliche Beamte war darüber hinaus davon überzeugt, „in den astris grosse geheimnuß“ zu finden, was sich in seinen astrologischen Interpretationen der astronomischen Daten niederschlug.

Die Beiträge von Klaus Matthäus und Richard L. Kremer würdigen Marius als zeitgenössischen Kalenderschreiber und Verfasser von jährlichen prognostischen Werken. Auch wenn die herausragenden wissenschaftlichen Leistungen und das eindrucksvolle Werk des „fränkischen Galilei“ lange vernachlässigt wurden, so ehrte ihn die Internationale Astronomische Union mit der Benennung des Mondkraters Marius und des im Jahre 1980 entdeckten gleichnamigen Kleinplaneten (7984), der sich in dem Asteroidengürtel zwischen Mars und Jupiter befindet. Der umfangreiche und verdienstvolle Band, der sich durchaus auch an ein breiteres Publikum wendet, wird sicherlich zahlreiche Impulse für weitere Forschungen über Simon Marius vermitteln.

Johannes Schellakowsky

Orangeriekultur in Oberfranken. Die Fürstentümer Bamberg und Bayreuth.

Hrsg. vom Arbeitskreis Orangerien in Deutschland e.V. (= Schriftenreihe des Arbeitskreises, Bd. 13) Berlin [Lukas Verlag] 2017, ISBN 978-3-86732-250-8, 236 S., kart., zahlr. Farb- und SW-Abb., 19,80 Euro.

Die Behauptung scheint gewagt: „Das Fürstentum Bayreuth spielt im Spektrum

der mitteleuropäischen Orangeriekultur der frühen Neuzeit eine durchaus außergewöhnliche Rolle.“ Außergewöhnlich? Natürlich weiß der Kenner der fürstbischöflichen bzw. markgräflichen Gartenanlagen Bambergs, Bayreuths und seiner Umgebung, dass sich die Fürsten nicht lumpen ließen, als sie ihre grandiosen Anlagen errichten, bepflanzen und kultivieren ließen. Auf die dem Laien eher unbekannte Trivialität, dass insbesondere die Orangeriekultur, ohne die ein fürstlicher Garten undenkbar wäre, das Gesicht der Anlagen bestimmt hat, macht nun ein wertvolles Buch aufmerksam, das die Beiträge einer Arbeitstagung des „Arbeitskreises Orangerien in Deutschland e.V.“ enthält. 2015 traf man sich auf dem Michelsberg zu Bamberg, und nun darf man lesen, dass Orangeriekultur in Oberfranken im Rahmen der fürstlichen Repräsentation nicht unwichtig war. Davon zeugt auch das Deckengemälde in Schloss Weißenstein in Pommersfelden, das die Titelseite des Bandes sinnvoll zielt. Gleich zwei Beiträge thematisieren die Orangerien und die Pomeranzenwelt der Schönborns; wer in Bamberg zuhause ist, erhält Informationen über den Michelsberg und die Mang'sche Wachsbleiche.

Es ist kein Zufall, dass sich nicht weniger als die Hälfte des Bandes mit dem Fürstentum Bayreuth beschäftigt. Auch hier geriet, wie in Pommersfelden, die Pflege des „Goldenen Apfels“, also der begehrten Zitrusfrucht, neben den schönborn'schen Besitzungen zu einem Höhepunkt – auch zu einem bildkünstlerischen und literarischen. Wie immer im Barock kreuzten sich, im geistlichen und im weltlichen Fürstentum, profane Aspekte mit überhöhenden, den Hochadel feiernden Ideen, also propagandistische Selbstdeutungen mit technischen Erfordernissen des Gärtnerhandwerks. Die Zitrone (und

den Lorbeer) in allen vier Jahreszeiten samt „Winterung“ zu kultivieren bedeutete in höherem Sinne, sinnbildlich das „Goldene Zeitalter“ wiederherzustellen. Nicht erst Wilhelmine von Bayreuth hat mit ihren spektakulären Anlagen in der Eremitage und dem Hofgarten davon geträumt, mit Hilfe vieler kundiger und fleißiger Gärtner ein künstliches Paradies zu schaffen. Nach ersten Anfängen unter Markgraf Christian Ernst, der – gut 130 Jahre, nachdem eine Orangerie zum verbindlichen Teil einer fürstlichen Schloss- und Gartenanlage geworden war – in seinen Residenzstädten Erlangen und Bayreuth (hier mit einem ersten Pomeranzenhaus im Jahre 1670) auf den Spuren der Hesperiden wanderte, ließ sein Nachfolger Georg Wilhelm die außergewöhnliche Anlage seines Schlosses in St. Georgen errichten, die zu den berühmtesten ihrer Zeit zählte. Sollte St. Georgen mit seinem „Isolotto“, dem Inselgarten, und dem gigantischen See an eine antike Heldenlandschaft erinnern, so die poetisch erdachte Eremitage – in Erinnerung an den Nürnberger Musenhain der Dichtergruppe der Pegnitzschäfer – samt Verweisen auf Herkules und den Waldgott Pan sowie an ein idyllisches Arkadien. Wilhelmine und Friedrich erweiterten diese Konzepte: Wilhelmine richtete sich „Philosophengärten“ ein, in denen sie sich buchstäblich selbstbespiegeln konnte. Die Orangerie wurde damit zum Kunstwerk erklärt, dessen vergessener Bedeutungsgehalt später wieder rekonstruiert werden musste. Ihr Gatte Friedrich verstand sich auf repräsentative Gärten der „Weisheit“. So wurde aus dem Hofgarten mit seinem Kanal eine höchst ungewöhnliche Anlage gemacht, deren Konzeption in die Zukunft der europäischen Gartengestaltung wies: im Zeichen des vielfältig strahlenden Apoll und der „Felicitas“, die sich ebenso

gut auf Vergil wie auf die Prinzipien der Aufklärung berufen konnte.

Der wertvolle Band erläutert all diese Konzepte und Veränderungen der Gartenlandschaften ausführlich und klar genug, um auch noch dem heutigen Spaziergänger Vergnügen zu bereiten. Wer die glücklicherweise erhaltene Orangerie des Michelsbergs erblickt, durch die Eremitage mit ihrem Alten Schloss und dem neueren „Orangerieteatro“ oder durch den Hofgarten mit seinem „Hoheitengärtlein“ wandelt, darf sich – nicht nur, wenn er das noch bestehende Orangeriegebäude erblickt – an die Vorgeschichte(n) der Häuser und der Gärten (etwa des verschwundenen differenzierten Südgartens von St. Georgen) und an deren genau durchdachte Ideenwelten erinnern, die zwischen praktischer Gartenarbeit und idealistischer Theorie vermittelten. Vom in den 1830er Jahren errichteten Pflanzenhaus von Schloss Fantaisie, das mit seinem bewusst inszenierten, die verschiedensten Klima- und Landschaftssituationen evozierenden Wandelweg im Kleinen so ungewöhnlich strukturiert war wie die Gärten im Großen, ist aufgrund der „autogerechten“ Straßenplanung der 1970er Jahre leider auch kein Glasstückchen mehr erhalten. Grund genug, den Band zu studieren, der v.a. durch den grundsätzlichen und gartengeschichtlich detaillierten Beitrag von Helmut Eberhard Paulus eine grandiose wie wunderschöne, ja, außergewöhnliche Landschaft erschließt. So genau konnte der oberfränkische Gartenfreund es bislang nirgendwo lesen.

Frank Piontek

Johannes Sander: **Würzburg. Architektur seit 1918.** Regensburg [Schnell & Steiner] 2017, ISBN 978-3-7964-3232-4, 280 S., geb., 191 s/w-Abb., 39,95 Euro.

„Des Wagnisses, eine Würzburger Architekturgeschichte des 20. und frühen 21. Jahrhunderts zu schreiben, ist sich der Verfasser [...] wohl bewusst“, so ist es im Vorwort zu lesen. Und in der Tat muss Sanders akribisch erarbeiteter Buchinhalt als ein sehr mutiges Unterfangen gewertet werden, mutig deshalb, weil er es wagte, auf einem Feld zu arbeiten, das so viele Kunsthistoriker bis heute meiden.

Den *FRANKENLAND*-Lesern ist Bundesfreund Dr. Johannes Sander kein Unbekannter. Erinnert sei an seinen 30-seitigen Beitrag „Klosterbauten des Historismus und der Moderne in Unterfranken“ (*FRANKENLAND*, Heft 2 [Juni] 2016). Auch hier führte er bereits in einen Zeitabschnitt ein, auf den sich nur wenige Kunsthistoriker zuvor eingelassen hatten. Nun also ist sein Buch „Würzburg. Architektur seit 1918“ erschienen.

Sander stellt sich dieser großen Aufgabe und merkt zu Beginn an, er habe das „ohne akademischen Auftrag und ohne akademischen Ehrgeiz“ getan. Das Buch „ging einzig aus dem Anliegen hervor, die Bauten des 20. Jahrhunderts, einer ebenso nahen wie andererseits vielfach fernen Zeit, sehen zu lernen, zu verstehen und beurteilen zu können und die hieraus gewonnenen Kenntnisse und Erkenntnisse weiterzugeben.“

Dieser „Seh-Hilfe“ bedürfen nach meiner Erfahrung nicht selten anzutreffende Zeitgenossen in großer Breite, für die das ‚Schöne‘ in Würzburg vielleicht gerade bis zum Jugendstil reicht, ebenso aber auch Fachleute, die zunächst allem Neuen abwehrend gegenüberstehen.

Hilfe kann nur derjenige erfahren, der dazu bereit ist, sie anzunehmen. Dabei genügt es leider nicht, sich in der Vielfalt der gerade im 19. Jahrhundert schnell wechselnden Stilrichtungen auszukennen, erforderlich ist es ebenso, sich um die Erarbei-

tung von Qualitätsmaßstäben zu bemühen. Das Buch leistet Hilfestellung auf dem Weg zu eben jenem erforderlichen Verständnis, indem es mit Architekturbeispielen an das 19. und 20. Jahrhundert anknüpft. Danach bringt es Zug um Zug Beispiele der Folgezeit, die es in subjektiv- und objektivkritischer Wahrnehmung durchleuchtet und dabei oft auch dem Objekt einen Stellenwert zuweist.

Die Folgezeit ist treffend in sieben Zeitabschnitte gegliedert. Bei den darin ausgewählten Beispielen unterscheidet der Autor Zeitabschnitt für Zeitabschnitt sehr differenziert, so insbesondere Wohn- und Geschäftshäuser, öffentliche und halböffentliche Profanbauten, Kirchenbauten und liefert wohl überlegt ausgewählt jeweilige Bauwerk-Exempel.

Die Arbeit tritt nicht belehrend auf; vielmehr informiert sie in lebendiger, anschaulicher Sprache, liefert Fakten, z.B. über die Entstehungszeit der Bauwerke, und nennt aufgetretene Probleme, die zu lösen waren. Meist sind auch die Entwurfsverfasser genannt.

Auch die schwierigeren Zeitabschnitte „Die Architektur während des Nationalsozialismus“ und das Kapitel „Zerstörung und Wiederaufbau bis in die frühen 1950er Jahre“ sind, wie alle übrigen ebenfalls, gut recherchiert und verständlich dargestellt.

Johannes Sander stellt für die Zwischenkriegszeit bis 1933 fest: „Für das Neue Bau-

en erwies sich Würzburg [...] als ein eher schwieriges Pflaster“. Er zeichnet nach, wie schwer es Peter Feile in den späten 1920er Jahren hatte, seine in die Zukunft weisenden Architekturideen zu Bauwerken werden zu lassen. Er stellt aber auch dar, wie sich dies in den 1950er Jahren wiederholte.

An dieser Stelle sei mir eine kurze Anmerkung gestattet: In Ergänzung zu Peter Feile, der bereits den ihm zustehenden Platz in der Literatur für das ‚Neue Bauen‘ gefunden hat, möchte ich dem im Buch nicht genannten Architekten Roland Müller-Haidmann mit einer nachträglichen Nennung die Ehre geben, da er in den 1950er Jahren – ähnlich wie einst Feile – mit den Widerständen der Gestrigen zu kämpfen hatte. Insbesondere schuf er Wohnhäuser, Geschäfts- und Ladenräume mit anspruchsvoller, richtungweisender Innengestaltung. In die einschlägige Literatur ist Roland Müller-Haidmanns Werk leider bislang noch nicht eingegangen.

So sei dieses Buch allen empfohlen, die sich für Architektur interessieren, vor allem aber jenen, die sich bislang – bei jedem neuen „Wagnis“ – ungeprüft auf die Seite der Ablehner gestellt haben. Empfohlen sei es aber auch den Planern bei der Abwägung zwischen Anpassung und dem Beschreiten neuer Wege – als Mutmacher, dass letztlich qualitativvolles neues Bauen auch in Würzburg immer eine Chance erhalten sollte.

Gottfried Berger